Schritte durch die Felder lenkt und an den Wegen und in den Aeckern die bescheidenen Blumen anseht, dann kommt es einem vor, als höben sie alle die Köpfchen in die Höhe, als erwarteten sie jemand. Es ist, als wenn sie sagen wollten:

Der göttliche Heiland gehört euch nicht allein, er gehört auch uns. Freilich habt ihr ihn, wie ihr Menschen nun einmal seid, über tausend Jahre für euch allein haben wollen und schlosset ihn in eure Kirchen und Tabernakel ein, und wir konnten ihn nur begrüßen, wenn er einmal übers Feld zum Kranken getragen wurde. Dann aber habt ihr ihn nicht halten können, er wollte hinaus unter die Bäume und Gräser und Blumen und tat diesen Wunsch einer Jungfrau zu wissen, und diese wieder dem Papste, und dieser richtete das Fronleichnamsfest ein und befahl, daß unser König durch unser Reich getragen werde. Auf diesen Tag warten wir Blumen mit unsern großen und kleinen Sternen- und Märchenaugen.

Können wir denn aus dieser Plauderei auch eine Nutzanwendung ziehen? Warum denn nicht? Und welche denn? Nun: Liebt die Blumen als Gotteskinder, schmückt mit ihnen den Maialtar und die Fenster, wenn die Fronleichnamsprozession vorüberzieht, bringt dem armen kranken Nachbar ein Blümchen hinüber zum Schmuck des Tisches, auf dem der göttliche Heiland ruht, wenn er dem müden Wanderer als Wegzehr gebracht wird und legt euren verstorbenen lieben Verwandten an ihrem Namens- oder Sterbetag als Andenken ein Blümchen oder Kränzchen auf die stille Gruft!

Das Waldvöglein.

Es war ein frommer Ordensmann, — Gar treu in allen Dingen, — Der Mutter Gottes zugetan — Im Beten und im Singen. — In aller Hede fort und fort — War stets sein erst und letztes Wort: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Gar lieb war ihm ein Vögelein, — Das jüngst ihm zugeflogen, — Und er im kleinen Körbelein — Gehegt und auferzogen. — Und lieblich sang es früh und spat, — Wie es von ihm gehöret hat: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Nun war das kleine Körbelein — Baufällig und zerbrochen. — Da ist das kluge Vögelein — Zuletzt herausgekrochen; — Und als es in die Freiheit kam, — Fing fröhlich es zu singen an: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Der fromme Mann dem Vögelein — Ist lange nachgegangen, — Und hielt ihm dar das Körbelein, — Es wieder einzufangen; — Doch dies von Baum zu Baum sich schwang, — Und immerfort sein Liedlein sang: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Das Vöglein einst auf hürrem Zweig — Sich wollt' sein Nestlein bauen, — Da stürzt auf es ein Geyer gleich, — Trug's fort in seinen Klauen; — Da schrie das kleine Vögelein, — Wohl in den höchsten Nöten sein: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Da kam ein Blitz in höchster Not — Aus hellem Himmel nieder — Und schlug den bösen Geyer tot. — Frei flog das Vöglein wieder. — Und zu Mariä Ehren sang — Das Vöglein mit noch hellerm Klang: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Der fromme Mann im Garten stand, — Sah zu mit Angst und Bangen, — Frisch und gesund ihm auf die Hand — Flog's Vöglein, ließ sich fangen. — Heim trug er's in dem Körbelein, — Und sang mit seinem Vögelein: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Hat nun, o liebste Mutter mein, — Bei dir so viel erworben — Ein unvernünftig Vögelein, — Daß es nicht bös gestorben: — Wirst du mich auch verlassen nicht, — Der dich verehrt und herzlich spricht: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

So will ich, liebste Mutter rein, — Dich grüßen mit Vertrauen, — Daß du mich allen Feinden mein — Mög'st reißen aus den Klauen. — So sing' ich dir im Tränental — Noch hundertmal und tausendmal: — „Gegrüßt seist du, Maria!"

Die Tochter von Oberbühl.

8 Von Jakob Frey.

Ueber und über errötend wurde Gottlieb nun erst gewahr, daß er statt des gewohnten häuslichen Werktagsgewandes noch immer die halbsonntäglichen Kleider trug, die er gestern zum Gange in die Stadt angezogen, ein Versehen, das nun wohl geeignet gewesen wäre, einen Uneingeweihten zu befremden. Drum war er jetzt auch hoch erfreut, als der Vater, ohne eine Erklärung abzuwarten, ruhig der Scheune zuging und er sich wieder auf seine Kammer schleichen konnte, um die verräterischen Kleidungsstücke gegen andere zu vertauschen.

Heute aber schien der Tag, trotz des fröhlichen Geschäftes einer schönen Obstlese, nicht zu Ende gehen zu wollen, und der junge Niederbühler ließ die mit ihm beläftigten Arbeiter ganz ungewöhnlich früh Feierabend machen. Beim Nachtessen sagte er, er wolle ein Körbchen der großen Süßbirnen auf den Oberbühl hinübertragen, da sie dort keine hätten von der Sorte. Der Vater bemerkte hierauf, daß er ihn begleiten werde; er habe mit der Oberbühlerin etwas zu bereden.

Diesmal wäre der Sohn lieber allein gegangen, obwohl er nichts davon merken lassen durfte; aber als die beiden hinüberkamen, mußte er zu seinem schmerzlichen Befremden nur zu bald bemerken, daß alle die lieben, sehnsüchtigen Bilder, welche er den ganzen Tag hindurch an diesen Abendbesuch geknüpft, in eitel Dunst zerronnen. Den Vorgang, der ihn selbst so mächtig aufgeregt, schien die junge Oberbühlerin gänzlich vergessen zu haben und statt des mädchenhaft verschämten Entgegenkommens wie er's geträumt, zeigte sie sich noch kühler und abweisender, als sie sonst getan. Es kam ihm sogar vor, als ob sie ihn absichtlich zu necken und zu ärgern suche.

„Denkt nur, was der Gottlieb für spitzfindige Gedanken im Kopfe hat," sagte sie unter anderem zu dem alten Niederbühler: „meint der doch, es sei unschicklich für mich, mit dem Wagen zu fahren, und er hat mir gestern eine gar erbauliche Predigt gehalten darüber. Wenn der einmal heiratet, muß es gewiß eine feine Stadtjungfer sein."

Der solcher Weise Angegriffene biß sich, über das ganze Gesicht rot werdend, auf die Lippen, ohne etwas zu entgegnen, und als er bald darauf sich schweigend zum Fortgehen anschickte, machte Roseli auch keinen Versuch, ihn beglitgend zu längerem Bleiben zu veranlassen.

Und so kühl abweisend blieb das Verhalten des Mädchens wieder den ganzen Winter hindurch, während Gottlieb stiller und manchmal auch etwas unwirsch wurde. Auf dem Oberbühl ließ er sich immer seltener sehen und kam bald nur noch dorthin, wenn er im Auftrage des Vaters etwas auszurichten hatte. Dafür benützte er nun die Muße, welche ihm das winterliche Feiern der Landarbeiten vergönnte, zu fleißigen Schießübungen, so daß kaum ein Tag verging, an dem nicht wenigstens einige Schüsse vom Niederbühl heraufknallten. Er fand an der männlichen Uebung um so mehr Freude, als er ganz die feste Hand und das sichere Auge besaß, mit denen in der edeln Schützenkunst erfreuliche Erfolge errungen werden können. Deshalb durfte er's bald auch wagen, die wachsende Fertigkeit in fröhlichem Wettstreite an den Leistungen anderer und älterer Schützen zu messen. Der Niederbühl war mit seiner abgesonderten Lage wie geschaffen zu einem gefahrlosen Schießstande, und so fanden sich denn an winterhellen Sonntagnachmittagen nach und nach auch andere Schießlustige mit ihren Stutzern ein, junge Burschen aus dem Dorfe, die, wie Gottlieb sich erst einüben wollten, und ältere, schon erfahrene Schützen, die mit Rat und Beispiel den Lernbegierigen an die Hand gingen. Die Sache nahm einen so gedeihlichen Fortgang, daß schon am lustigen Berchtelistage ein förmliches Festschießen abgehalten werden sollte auf dem Niederbühl.

Vom Himmel wurde dieses Unterfangen aufs beste begünstigt, denn es war ein schöner, milder Wintertag, und das muntere Knallen der Stutzer lockte eine ansehnliche Menge Schaulustiger nach dem Niederbühl hinauf. Auch Roseli fand sich unter denselben ein, freilich erst am Spätnachmittage und, wie es schien, nur dem Zureden des jungen Niederbühler-Brenelis nachgebend. Gottlieb war in der fröhlichen Aufregung, in welche ein guter Erfolg den Schützen zu versetzen pflegt, und so rief er der ankommenden Oberbühlerin heiter entgegen: „Da, Roseli, willst du's nicht auch einmal probieren?" Damit bot er dem Mädchen den eben fertig geladenen Stutzer dar.

Einen Augenblick zögerte Roseli errötend, ergriff dann aber rasch die Waffe und schritt, ohne ein Wort zu erwidern, auf den Stand vor, wo es sich so leicht und ungezwungen in Anschlag legte, als ob es solche Uebung schon seit Jahren gekannt habe. Lächelnd und neugierig standen die Schützen zur Seite, das anmutige Bild betrachtend, das sich ihnen so unerwartet darstellte, aber die Kennerblicke wurden ernster und erwartungsvoller, als sie bemerkten, wie fest der Stutzer in der Hand des Mädchens ruhte, wie kein Zucken, nicht die leiseste Bewegung der Mündung mehr wahrgenommen werden konnte, nachdem einmal das Ziel erfaßt war. Noch ein Augenblick und der Schuß knallte, die Schützin mit einem Rauchschleier überwehend. Dieser begann kaum zu zerrinnen, als draußen der Zeiger schon seine rote Mütze in die Höhe warf und die Zuschauer durch ein lustiges Rad, das er vor der Scheibe her schlug, zu lautem Bravorufen und Händeklatschen aufforderte. Die junge Oberbühlerin hatte tief ins Schwarze getroffen.

Die verletzte Männereitelkeit konnte jedoch den fröhlichen Jubel der unbefangenen Zuschauer nicht lange ungestört lassen, und der junge Niederbühler war der erste, der ausrief: „Zufall, offenbarer Zufall: einmal ist keinmal." Diese Ansicht gleichsam bestätigend, reichte ein Schütze dem ruhig dastehenden Mädchen einen andern frisch geladenen Stutzer dar und wollte den abgeschossenen, den es noch in der Hand hielt, zurücknehmen. Roseli zögerte wieder einen Augenblick, sagte dann abwehrend: „Nein, laßt es nur; soll ich doch einmal schießen, so will ich mir auch selbst laden; das gehört zusammen, soviel ich weiß." Damit trat es an die kleine Bank, auf welcher Gottliebs Schützentasche mit Pulverhorn und Kugelbeutel lag, und begann die Ladung, ganz in der ruhig gemessenen Weise, welche die Uebung alter, kaltblütiger Schützen mit sich bringt. Die Kugel wurde satt auf die wohlgemessene Pulverladung gestoßen, das Zündhütchen aufgesetzt und die Waffe mit in die Höhe gerichteter Mündung zum Stande getragen. Als der Schuß nach kurzem, festem Zielen gefallen war, ließ der Zeiger ein weithinschallendes Hallo ertönen; drei-, viermal umkreiste er radschlagend die Scheibe, bevor er den Treffer zeigte und dann die Kelle wirbelnd in die Höhe warf. Es war der beste Schuß, der heute noch getan worden.

Lesefrüchte.

Der Erfolg ist das Kind zweier einfacher Eltern: der Pünktlichkeit und der Genauigkeit.

*

Briefe sind nie so leicht zu beantworten, als sofort nach ihrem Empfang, und wenn man sich durch ein Streben beleidigt fühlt, soll man nicht gleich antworten. Da muß man erst ruhig geworden sein, ehe man erwidert, sonst macht man Dummheiten.

Heidenmission und Diaspora.

Kloster Marienberg.

Aus Neuß 100 M. für die Diaspora. — Aus Neuß 50 M. für die Diaspora. — 50 M. für ein Kommunionkind der Diaspora. — 2 M. für die Diaspora. — Aus Neuß 50 M. für den Bonifatiusverein.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 19. Sonntag, 7. Mai. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 7. Mai: Stanislaus.
Montag, den 8. Mai: Michaels E.
Dienstag, den 9. Mai: Gregor v. N.
Mittwoch, den 10. Mai: Gordian,
Donnerstag, den 11. Mai: Mamertus.
Freitag, den 12. Mai: Pankratius.
Samstag, den 13. Mai: Servatius.

Sonntagslesung.

Die Evangelien vom dritten bis sechsten Sonntage nach Ostern sind der Abschiedsrede des göttlichen Heilandes vor seinem Gang zum Oelberge entnommen. Der Herr hat eben den Verräter aus dem Abendmahlssaale entfernt, jetzt ist er allein mit der kleinen Gemeinde treuer, ihm ganz ergebener Seelen. Wie ein gewaltsam verhaltener Strom bricht jetzt Liebe und Trennungsschmerz, Trost und Hoffnung auf ein Wiedersehen aus seinem Herzen. Das heutige Evangelium nennen wir das Evangelium „von der kleinen Weile". Kaum ist vielleicht ein anderes Wort des Herrn so sehr der Liebling, Freund und Tröster der Christenheit geworden, wie dieses. Das mag wohl darin liegen, daß es in seiner eigentümlichen Mischung von Wehmut und Trost, von Schmerz und Hoffnung, von Lichtung und Verschleierung der Zukunft so recht der Gemütsverfassung des christlichen Pilgers auf Erden angepaßt ist, und mildreich und klar den Akkord für die richtige Stimmung der Seele in der Zeit des Erdenwallens angibt. Kurz ist das Erdenleben „eine kleine Weile", eine Zeit voll Trübsal, ein Wandern im Jammertal, eine Oelbergsnacht, ein Karfreitag, aber bald erscheint die Ostersonne, die Trübsal ist vorüber und ewige Freude erwartet uns bei dem, der gesagt: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden", eine Freude, die niemand von uns nehmen kann.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XIX.

Die Bildung des Willens.

Nachdem wir in einer Reihe von Aufsätzen der Bildung des Verstandes unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, gehen wir nun dazu über, das zweite geistige Vermögen des Menschen, den Willen zu betrachten und zu sehen, wie auch er der Ausbildung fähig ist und mit welchen Mitteln man diese Ausbildung fördern kann.

Daß der Verstand das Gute und Schöne erkennt, ist nicht genug, der Mensch muß auch das Gute und Edle erstreben, er muß das Gute ausführen und tun wollen, kurz, er muß recht handeln und tugendhaft leben. Die Fähigkeit des Geistes aber, womit der Mensch unter der Gnade Gottes das zustande bringt, ist eben der freie Wille. Nur insofern, als eine Handlung vom freien Willen ausgeht, kann von einer sittlichen Zurechnung oder Verantwortung die Rede sein, wie auch von Verdienst und Mißverdienst vor Gott. Der freie Wille bedingt die sittliche Güte oder Schlechtigkeit einer Handlung.

Der Wille ist nun ebenso bildungsfähig wie der Verstand, sind doch beide das geistige Geschwisterpaar, beide reichen sich bei ihrer Tätigkeit die Hand. Die Erkenntnis eines Gegenstandes oder eines Zieles geht dem Willensstreben voraus und regt dasselbe an. Die Wahrheit sucht der Verstand, die Gutheit der Wille. Erkennen und Wollen, Wahrheit und Gutheit sind die zwei Pole und Angelpunkte, um die sich das ganze geistige menschliche Leben bewegt.

Der Wille ist in gewisser Beziehung das Hauptvermögen und deshalb ganz besonders der Bildungssorge und der Bildungsmühe wert. Der Verstand erkennt zwar das Gute und im Gewissen auch die Verpflichtung, dasselbe auszuüben. Aber das eigentliche Streben, die Entschließung und Ausführung des erkannten Guten geht doch vom Willen aus. So kann man wohl sagen: der Wille sei der ganze Mensch. Der Wille macht den Menschen eigentlich zum weisen und guten Menschen. Durch ihn hat der Mensch seinen sittlichen Wert vor Gott und steht groß in der ganzen Schöpfung da.

Der große Vorzug des Willens ist nun der, daß er frei ist. Es gibt nun wohl welche, die, entgegen aller Erfahrung, die Freiheit des Willens leugnen, aber damit stürzen sie die ganze sittliche Ordnung um. Denn hat der Mensch bei seinem Tun und Lassen keinen freien Willen, vollzieht sich im Leben des Menschen alles wie in der Natur nach unwandelbaren Gesetzen mit innerer Notwendigkeit, dann gibts keinen Unterschied mehr zwischen Tugend und Laster, dann gibts keine Schuld und darum auch keine Berechtigung mehr zur Strafe. Mit der Leugnung des freien Willens wirft man die Menschheit in die Arme des unerbittlichen Schicksals, des starren trostlosen Fatalismus. Die Menschheit ist dann wie ein auf dem Meere ohne Kompaß, Steuer und Ziel umhertreibendes Schiff, ein Spiel der Wellen, die es immer umherwerfen, aber es nie in einen Hafen bringen, das von Angst und Stürmen bebt, aber nie einen leitenden Leuchtturm erblickt.

Der menschliche Wille ist frei, und diese Freiheit besteht darin, daß der Mensch wollen oder nicht wollen, dieses oder jenes oder ein anderes wollen kann. Gewöhnlich folgt zwar, wie es auch sein soll, der Wille der Einsicht und dem Urteil der Vernunft, aber diese Einsicht und Erkenntnis zwingt den Willen nicht, handelt doch der Wille nur zu oft gegen die bessere Erkenntnis und gegen das Gewissen.

Wenn aber auch der Wille aus sich die Entscheidung vollbringt, so ist die Entscheidung selbst noch nicht eine ursachlose Tat. Vieles außer der Erkenntnis kann auf den Willen einwirken: die Leidenschaften, Gemütszustände, ja, es gibt Willenshemmnisse, Zwangsvorstellungen und Zwangshandlungen, wo der Einzelne zwar meint, er handle freiwillig, und doch ist durch solche Zustände, da die Abhängigkeit der Seelentätigkeit von körperlichen Zuständen, vor allem auch von den Nerven, sehr groß ist, der Wille derart gelähmt, daß solchen Handlungen die Freiwilligkeit und damit auch die Verantwortung vor dem Gewissen abgeht.

Wie sehr man darum auch die Freiheit des Willens als Seelenvermögen betonen muß, um so mehr vorsichtig muß man doch auch sein, bei jeder in sich unsittlichen Handlung nicht gleich einen unsittlichen freien Willen anzunehmen. Hier liegen oft Schwierigkeiten in der Seelenleitung, daß man von denen, die zu derselben berufen sind, gerade in dieser Beziehung, nicht genug ernstes Studium und große Vorsicht im Urteil verlangen kann.

Wir erkennen aus dem Gesagten, wie wichtig der Wille ist. Der ganze sittliche Hoch- oder Tiefstand der Menschen liegt in ihm. Tugend und Heiligkeit sind nichts anderes, als das Ergebnis und die Tat des freien menschlichen Willens nach der Richtschnur des im Gewissen sich kundgebenden göttlichen Willens.

Es gibt ja auch reine Verstandestugenden, wie Klugheit, Schärfe des Denkens und des Urteils, schnelles Begreifen, umfassendes Wissen, aber alle diese Tugenden haben sittlichen Wert nur durch den Anteil, den der Wille des Menschen an ihnen hat. Wo Freiheit und Wille aufhören, hören Tugend und Laster auf. Die Willensbestimmung zum Guten ist die letzte und höchste Betätigung des menschlichen Handelns.

Erzieherisches.

Es gibt drei verschiedene Ansichten über den Menschen. Nach der ersten Ansicht ist der Mensch seiner Natur und Beschaffenheit nach ganz gut. Die Verschlechterung kommt erst später und zwar nicht aus sich, sondern durch den schädigenden Einfluß der Umgebung. Diese Anschauung, der sogenannte Naturalismus, will von der handgreiflichen Unordnung des ungezügelten, ungebändigten Trieblebens, das doch schon so früh sich zeigt, nichts wissen. Der Mensch soll nur seiner Natur folgen, genießen, so viel er kann, einfach sich ausleben: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht."

Die zweite Ansicht vom Menschen ist das gerade Gegenteil. Er ist durch die Erbsünde innerlich total schlecht, so daß das Sündigen zu seinem jetzigen Wesen gehört. Gott selber kann den Menschen nicht mehr innerlich gut machen. Er muß die innerliche Schlechtigkeit übersehen und sie äußerlich zudecken durch die Gerechtigkeit seines Sohnes. Der Mensch ist nur insofern gut, als er an diese Gerechtigkeit glaubt und auf sie vertraut. Aus sich selbst bleibt er, wie der Ausdruck Luthers lautet, ein Sündenlümmel. So dachten die Reformatoren des 16. Jahrhunderts.

Die dritte Ansicht lehrt, der Mensch sei von Gott ursprünglich gut und recht erschaffen, sei aber durch die Erbsünde der übernatürlichen Gnade und des übernatürlichen Endzieles verlustig gegangen, zugleich aber in seiner Natur nicht zwar wesentlich verändert, aber doch empfindlich durch die in ihm nach Herrschaft ringende Begierlichkeit geschwächt. In diesem Kampf kann und soll er Sieger bleiben durch die Gnade Christi und seiner eigenen Mitwirkung, durch Gebrauch der Gnadenmittel und Uebung der Selbstüberwindung. Das ist die Anschauung der hl. katholischen Kirche.

Diese Erkenntnis ist von der größten Wichtigkeit für die Erziehung. Diese besteht wesentlich darin, den jungen Menschen anzuleiten, die innere Unordnung zu regeln, das Niedere in sich zu überwinden und dem höheren, der durch den Glauben erleuchteten Vernunft und dem durch die Gnade befestigten Willen die Herrschaft dauernd zu sichern.

Da ist es nun von der größten Wichtigkeit, den jungen Menschen selbst zum Mithelfer der Erziehung zu machen. Die inneren besseren Kräfte müssen heran- und herausgezogen werden. Da wird nun in der Erziehung oft ein großer Fehler begangen. Man muß, wie das leider nur zumeist geschieht, nicht bloß tadeln und strafen, ermahnen und predigen, befehlen, kommandieren, sondern auch die Kinder lehren und ihnen die Mittel zu eigener innerer Selbstbetätigung und Verwirklichung des Guten an die Hand geben, ihnen das Höhere, das Bessere, das Edle und Schöne in einer Weise vor Augen führen, daß sie Freude daran gewinnen und es mit Begeisterung ergreifen, nicht den Kindern immer gegenübertreten als der Diktator, als der Stärkere, nicht immer mit dem „du mußt", „du sollst" kommen, sondern sich mit dem, was im Kinde noch Starkes und Gutes und Edles sich findet, gegen das Schwache verbünden, das Kind für das Gute zu gewinnen suchen, indem man ihm vor demselben Respekt und Ehrfurcht einflößt, es ihm als etwas Erstrebenswertes, mit seiner Menschen- und Christenwürde Verwachsenes zum lebendigen Bewußtsein bringen. Wie man andere Menschen mit Ehrfurcht, Hochachtung und Zuvorkommenheit behandelt, so soll man auch dem Kinde gegenüber dieses feine, die Kinderseele ehrende Benehmen an den Tag legen.

Führen wir nur ein paar Beispiele an. Ein zu Hause in seinem Zimmer arbeitender Vater kann oft nichts weniger ertragen, als Lärm. Was tun aber die Jungen lieber, als Lärm schlagen? Darin zeigen sie eben die sich entwickelnde Kraft. Nun kommt der Vater ärgerlich aus der Stube: „Wollt ihr wohl stille sein, ihr nichtsnutzigen Bengels? Wenn ihr jetzt nicht mäuschenstille seid, werdet ihr eingesperrt und bekommt Prügel."

Nun muß man aber bedenken, Kinder haben meist noch keine Nerven und es fehlt ihnen der Begriff, daß Lärm, woran sie selbst ihre größte Freude haben, worin sie leben, andere stören könne.

Wäre es da nicht besser, den Kindern ruhig klar zu machen, worin der Grund liegt, daß jemand, der alle Aufmerksamkeit auf seine Arbeit verwenden muß, der müde und abgespannt ist, Lärm nicht ertragen kann, wie sie selbst, wenn sie krank wären, keinen Lärm haben könnten, wie dann die besorgte Mutter immer so leise an ihr Bettchen trete, die Türe so leise schlösse, die anderen Geschwister nicht in der Nähe des Krankenzimmers laut spielen dürften, und wie gerade in dem ruhigen, sanften, rücksichtsvollen Benehmen es sich zeige, daß ein Mensch wirklich eine rechte Bildung besitze, während im Lärmen sich die Roheit offenbare.

Eine Mutter sitzt in ihrem Zimmer. Der achtjährige Fritz stürzt herein und schlägt mit einem heftigen Knall die Türe zu. Die nervöse Mutter springt auf, gibt ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen und sagt: „Du Nichtsnutz, wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollest leise die Tür öffnen und schließen" und jagt ihn hinaus. Der arme Kerl, der vielleicht der Mutter freudig etwas Schönes erzählen wollte, geht zu seinen Geschwistern und sagt: „Mama ist heute bös." Würde die Mutter nicht besser tun, da, wo der Kleine einmal ruhig ins Zimmer getreten und leise die Türe auf und zu gemacht hat, ihm zu sagen: „Sie einmal, Fritz, das war schön von dir, das macht mir Freude, wenn du dich so sittsam beträgst, da hast du gezeigt, daß du ein wackerer, rücksichtsvoller, nobler Mensch werden willst. Da hast du mir einmal bewiesen, wie schön du auf dich acht zu geben verstehst und nette und feine Manieren dir anzueignen dich bestrebst. Nun gib auch schön sonst auf dich acht, daß du immer so artig dich beträgst; du weißt doch, wie gerade die Höflichkeit allen Menschen so wohl gefällt, und woran du dich jetzt in jungen Jahren gewöhnst, wird dir später leicht, und gerade dein höfliches Benehmen wird für dich im Leben bei allen Menschen, in deren Gesellschaft und in deren Dienst du kommst, die beste Empfehlung sein. Du kennst den Spruch: „Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land."

Man muß nicht immer die Kinderseelen wie eine Festung, in der die Eingeschlossenen von der Angst und der Bedrückung leben, belagern, denn „mit dem Belagerungszustande", sagt ein großer Staatsmann, „kann jeder Esel regieren." Der Stock und das Schimpfen sind zwar auch Zuchtmittel, aber wo sie die Geschäftsführer in einem Hause sind, da geht das Geschäft der Erziehung arg zurück und verfällt über kurz oder lang dem Bankerott.

Die Schönheit des katholischen Gottesdienstes.

II.

Der katholische Gottesdienst stellt nicht bloß eine imponierende äußere Einheit dar, sondern auch eine geradezu monumentale Einheit in seinem inneren Aufbau. Wie an einer gotischen Kathedrale jeder einzelne Stein, jede Fiale Sinn und Bedeutung hat für den ganzen Bau, in dem alles und jedes das Streben nach oben zeigt, so ist auch die ganze kirchliche Liturgie ein lautes Sursum corda, die Herzen erhebet zu Gott.

Man hat wohl einmal unsere Dome einen versteinerten Gottesdienst, eine versteinerte Kirchenmusik genannt. Noch eher könnte man unsere Liturgie eine lebendige organische Größe nennen, die aus kleinen Keimen zu einem so mächtigen, alles überschattenden Baum sich ausgewachsen hat.

Mit dieser Einheit verbindet der katholische Gottesdienst aber auch die größte Mannigfaltigkeit. Er vermag die schärfsten Gegensätze zu umspannen, reichsten Prunk und völlige Prunklosigkeit. Man vergegenwärtige sich einmal ein festliches Pontifikalamt in einer mächtigen Kathedrale, meinetwegen im Kölner Dom.

In einem seit Jahrhunderen dort stehenden Heiligtum, in das mehr als 12 Generationen ihre frommen Schritte gelenkt, steht in einem Meer von Licht, von vielen Klerikern umgeben, in prachtvollem Meßgewand, mit Mitra und Stab, der Bischof. Brausende Orgelklänge durchfluten die Hallen und ein geschulter Chor von Knaben und Männern verherrlicht in einer wundervoll polytesanen Paläſtrinamesse, in einem grandiosen Tongewoge das Geheimnis am Altar. In zartem Pianissimo verhaucht das et in carnatus est, das alle auf die Knie gezwungen, und in mächtigem Donnerruf mahnt das judicare vivos et mortuos, zu richten die Lebendigen und die Toten, an den Weltuntergang. Eine riesenhafte, Kopf an Kopf gedrängte Menge folgt mit andächtiger Aufmerksamkeit dem Schauspiel im Chorraum, lauscht den herrlichen Harmonien, beugt sich schweigend zur Erde nieder und nur das Glöcklein, das zur hl. Wandlung schellt, ist das einzige, den großen Augenblick verkündende Geräusch, das man unter diesen vielen tausenden lebenden und atmenden Wesen vernimmt.

Und nun ein anderes Bild katholischen Gottesdienstes: Wir sind in der Diaspora. Ein Saal, den noch der Bier- und Zigarrendunst des Tanzabends, der vor wenigen Stunden geschlossen ward, durchzieht, wird schnell zu einer Sonntagskapelle hergerichtet. Ein schmuckloser Altar wird aufgeschlagen, auf dem nur ein Kruzifix und zwei Leuchter stehen; ein Priester im Laiengewande schreitet durch den Raum, hört auf einem neben dem Altar gestellten Stuhl noch einige Beichten und tritt dann, in von wohltätigen Paramentenvereinen geschenkten einfachen Gewändern an den Altar und bringt, wie der Bischof im Dom, das nämliche hl. Opfer dar. Und das kleine Häuflein der Diasporakatholiken, die stundenweit hierhergeeilt sind, freuen sich ihres Glückes, wieder einmal so ganz nach katholischer Weise Sonntag feiern zu können.

Kann es größere Gegensätze im gottesdienstlichen Leben geben? Und doch ist es das eine und nämliche Geheimnis, das hier wie dort gefeiert wird, sind es die nämlichen Gebete, die hier wie dort gesprochen werden. Die dumpfen Klänge der mächtigen Domglocke und das leise, silberhelle Klingeln des Ministrantenglöckleins verkünden beide den einen großen Augenblick, wo der ewige Gottessohn vom Himmel herniedersteigt und sich in die Gestalt des Brotes hüllt.

Noch in einer anderen Form zeigt sich die Mannigfaltigkeit des katholischen Gottesdienstes. Alle Gefühlsregungen, deren das fromme Menschenherz fähig ist, finden hier ihren Ausdruck: im Advent die Heilandssehnsucht: „Tauet Himmel den Gerechten",

Weihnachten die stille selige Freude über das in der Krippe liegende Gotteskind: „O selige Nacht", der Karfreitag mit dem Klagegesang: „O, mein Volk, was tat ich dir, und womit habe ich dich betrübt?" In der Osternacht sprengt die Freude über den Auferstandenen alle Fesseln und läßt die Herzen durch den eben erwachenden Frühling jubeln: „Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden", und am Pfingstfeste erfüllt die Kraft des Gottesgeistes die Herzen der Gläubigen mit heiligem Enthusiasmus und legt ihnen den Jubelruf auf die Lippen: „Der Geist des Herrn erfüllet den Erdkreis."

Die ganze Reihe der religiösen Affekte und Stimmungen klingt in der katholischen Gottesdienstfeier an. Und dieser Wechsel der Stimmungsfarbe kommt in sinniger Weise im Wechsel der Kirchenfarben zum Ausdruck. Im Violett versinnbildet sich der ernste Bußgeist des Advents und der Fastenzeit; im leuchtenden Rot die Feuerglut des Pfingstfestes und das Opferblut der Martyrer; im schimmernden Weiß die reine Herzensfreude und die Unschuld der Frommen; im Grün, das an den Sonntagen nach Pfingsten gebraucht, die Farbe der sprossenden Saat wird, die zuversichtliche Hoffnung auf das ewige Leben; im tiefen Schwarz die tiefe Herzenstrauer am Todestage des Herrn und der Menschen, die uns lieb sind.

Etwas von der Todesfurcht.

Man hört oft sagen, die Menschen fürchteten den Tod, weil er sie trenne von den Gütern dieser Welt. Die Todesfurcht hat aber noch lange nicht immer darin ihren Grund. Es gibt Menschen, die haben sich längst losgemacht von den Scheindingen dieser Welt; ja haben die Welt verlassen, um in Armut, Gehorsam und Keuschheit hinter den Mauern eines Klosters allein Gott zu dienen und für das Heil ihrer Seelen zu sorgen. Aber auch die, und manchmal die nicht am wenigsten, fürchten sich vor dem Tode. Aber warum finden wir denn diese Todesfurcht auch bei solchen, die Gott suchen und ihn innig lieben möchten?

Vielleicht, weil man sich bewußt ist, im früheren Leben Gott durch schwere Sünden beleidigt zu haben und nun immer noch besorgt ist, ob man sie auch gut gebeichtet und aufrichtig bereut habe. Oder man fürchtet, mit der Gnade nicht treu mitgewirkt zu haben, um ohne Angst den Blick des höchsten Richters ertragen zu können. „Was soll denn ich Armer sagen, welchen Anwalt nur erfragen, wenn Gerechte selbst verzagen?" Vielleicht auch macht einem der Gedanke an das Fegefeuer, an den schmerzlichen Reinigungsort das Herz schwer.

Diese Angst ist nun leicht zu begreifen und wer jemals reuigen Sinnes die Vergehen seines Lebens betrachtet hat, wird sie verstehen. Aber sollen wir denn vergessen, was uns jeden Abend bei der Komplet der Allerhöchste antwortet, wenn wir ihn bitten, uns unter dem Schatten seiner Flügel zu schützen? „Ich will ihn retten, weil er auf mich gehofft hat. Ich will ihn beschützen, denn er hat meinen Namen erkannt. Er wird zu mir rufen, und ich werde ihn hören. Ich bin mit ihm in der Trübsal, ich will ihn aus ihr reißen und ihn verherrlichen. Ich will ihm ein langes Leben geben und ihm mein Heil zeigen."

Gewiß, wir können nicht unser Vertrauen auf unsere eigenen Verdienste setzen; es gibt nur eine unerschütterliche Hoffnung, Jesus unser barmherziger Erlöser. — „König, schrecklicher Gewalten — Frei ist deiner Gnade Schalten, — Gnadenquell, laß Gnade walten. — Bereue, Gott nicht genug geliebt zu haben, liebe ihn jetzt aus ganzer Seele und vertraue auf sein Wort: „Weil er auf mich gehofft hat, will ich ihn erretten," spricht der Herr.

Die Natur schrickt zwar vor der Auflösung, die der Tod bewirkt, vor der Trennung von Leib und Seele zurück. Aber selbst dieser körperliche Eindruck wird gemildert, je mehr wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß diese Auflösung die notwendige Bedingung einer um so schöneren und innigeren Vereinigung mit Gott, dem höchsten und schönsten Gute ist.

Ist nicht auch unser göttlicher Heiland gestorben? War nicht auch seine Mutter Maria dem Tode unterworfen? Sollen wir denn etwas Ungeziemendes darin finden, daß unser durch die Sünde verdorbener Körper zerfällt, damit wir ihn unzerstört, verklärt und würdig des ewigen Lebens, das Gott seinen Auserwählten bereitet hat, wiederfinden?

Im Buche Job finden wir die schöne Stelle: „Ach, würden doch meine Worte geschrieben! Ach, würden sie in ein Buch gezeichnet und mit einem eisernen Griffel in eine bleierne Tafel gegraben oder mit einem Meißel in einen Felsen gehauen! Ich weiß nämlich, daß mein Erlöser lebt und daß ich am jüngsten Tage von der Erde wieder auferstehen werde. Ich werde wieder mit meiner Haut umgeben werden und in meinem Fleische meinen Gott schauen! Ich selbst werde ihn sehen, ich und kein anderer, und meine Augen werden ihn anschauen; diese Hoffnung liegt tief eingesenkt in meiner Brust."

Wenn wir Gott recht kennen würden in seiner Liebe und Barmherzigkeit, würden wir in der Tat den Tod nicht so fürchten. Gott ist uns doch kein Fremder, sondern unser Vater und unser bester Freund.

Der Psalmist, bedrängt von den Versuchungen des Lebens und umringt von den Verfehlungen der Welt, betet so schön: „Wie ertrüge ich das Leben, wenn ich nicht die Versicherung hätte, Gott zu sehen?" — „Hoffe auf den Herrn und handle weiter. Dein Herz werde stark und harre deines Erlösers." Ein Gedanke, der auch uns stärken soll, wenn die Todesfurcht uns überfallen will.

Gebrochene Blume.

Am Strom im Sonnenglanze — Ein rosig Mägdlein stand — Das spielend sich zum Kranze — Viel holde Blumen wand — Ich hört' es leise singen — Ein altes, trautes Lied — Mir klang's wie Glockenklingen — Das durch die Lüfte zieht — Da kam ein Sturm gezogen — Mit grausem Wetterschein — Und ach, die Blümlein flogen — All in die Flut hinein — Die Wellen, die zerzausen — Was still ein Kind geeint — Es wächst des Sturmes Brausen — Das Mägdlein bebt und weint — Ein Blitz durchzuckt die Runde — Von Donner dröhnt das Tal — Dann wird's im Wiesengrunde — So stille auf einmal — Versöhnt war Wind und Wetter — Die gold'ne Sonne schien — Gebroch'ne Blumenblätter — Trieb fern der Strom dahin — Noch sprang im Wellentanze — Manch Blättlein, weiß und rot — Am Strom im Sonnenglanze — Da lag das Mägdlein tot.

Was die Blumen erzählen.

Draußen in Feld und Gärten, drinnen in Kirchen und Kapellen, und selbst in den Häusern vor dem Bilde der Gottesmutter, der Maienkönigin, Blumen und Blüten. Ein lebendiges, farbenreiches Sprossen und Blühen überall, daß man wohl die Aufforderung beim Propheten Daniel versteht: „Benedicte universa germinantia in terra Domino, Alles, was auf Erden grünt, benedeie den Herrn."

Diese kleinen Geschöpfe in weißen, roten, gelben, blauen und vielfarbigen Gewändern, so oft von den Füßen der Menschen zertreten oder von ihren Händen gepflückt und als Strauß davongetragen, sind wirkliche Theologen, die uns viel von Gott, von seiner Schöpfung und Erlösung erzählen können.

Sie stehen gar in der hl. Schrift und darin wird mehr von ihrer Erschaffung und Erlösung gesprochen, als wir gewöhnlich wissen. Ja, sie sind in der Bibel gar oft vor den Menschen bevorzugt. Hat doch der göttliche Heiland selbst gesagt, daß sie vom himmlischen Vater schöner geziert und gekleidet sind, als selbst der König Salomon in all seiner Pracht. Und wer es merkwürdig finden wollte, daß wir den Blumen auch eine Teilnahme an der Erlösung zuschreiben möchten, den verweisen wir auf die Schriftstelle beim hl. Paulus, „daß alle Kreatur seufzt nach Erlösung."

In die Kirche und auf die Altäre zu kommen, hat allerdings den Blumen viel Mühe gekostet. Sie hatten zu lange den heidnischen Götzen gedient, hatten die Stirnen der heidnischen Götzenpriester schmücken müssen und an jedem heidnischen Leichtsinn teilgenommen. Darum waren ihnen besonders einige strenge Lehrer der afrikanischen Kirche recht gram, z. B. Tertullian, der ein ganzes Buch gegen sie geschrieben hat. Aber die kleinen Blumen sind Sieger geblieben und durften fortan der Kirche dienen zum Schmuck der Gräber und der Altäre.

Wir sagten, die Blumen seien so kleine Theologen und da dozieren sie am liebsten Moral und Dogmatik. So hat das blaue Veilchen einen besonderen Lehrauftrag für die Demut, die Lilie für die Reinheit des Herzens, die Rose für die Liebe. Und der Lehrauftrag der Feldblumen, für den Christus selbst ihnen die Approbation gegeben hat, lautet sogar auf die soziale Fürsorge des himmlischen Vaters, für die Menschen! Obgleich sie nicht nähen noch spinnen, haben sie doch ein so schönes Kleid und nehmen mit dem Gras auf dem Felde, das heute grünt und morgen verdorrt ist, teil an der Fürsorge Gottes. Wenn Gott einmal die neue Erde erschaffen, ob es darauf auch Blumen gibt? Ich weiß es nicht, aber ob nicht der Dichter Recht hat:

> Wir sind Gedanken Gottes,
> Und was er einmal denkt,
> Dem hat er ewiges Leben
> Und Seligkeit geschenkt.

Besondere Freundinnen Marias sind die Blumen, gibts doch: Muttergottestrompeten, Marienblumen, Marienschuhe, Marientränen, Mariengras. Was Wunder, daß sie heute in reicher Fülle den Maialtar zieren.

Und hat nicht die Kunst die Blumen als Sinnbilder gewählt?! Finden wir sie doch schon in den Katakomben als Symbole des heiligsten Altarssakramentes und des Martyriums. Die Malerei ziert mit ihnen die Kirchenwände, die Webekunst hat sie auf die hl. Gewänder gestickt, die Bildhauer- und Baukunst schmückte mit tausendfach aus Blumen und Blättern gebildeten Arabesken die Säulen und Gewölberippen, und die Kreuzesblume schmückt als schönste steinerne Rose die himmelragenden Türme des Kölner Domes.

Der Blumenschmuck in den Kirchen hat sich jedoch erst allmählich entwickelt. Einen ganz besonderen Aufschwung erhielt diese Sitte durch das Fronleichnamsfest. Wenn man jetzt so seine